

PREIS 20 PFENNIG

VERLAGSORT
HANNOVER

Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutsche Mädel in der HJ.

JAHRGANG 1940
APRILHEFT



Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.



Genau wie der große Preußenkönig immer dort war, wo die Entscheidungen fielen, Freud und Leid mit seinen Truppen teilte und mit seinem Ferngefiel der wahre Mittelpunkt seiner Armee auf Tod und Leben verschwoeren Armeen gewesen ist, so kämpfen und marschieren heute unsere Truppen angeführt des besten Soldaten des Reiches, erfüllt von der Idee, die er schuf, und überzeugt von dem Recht, für das er kämpft. Kein Feind wird je die Macht dieses gläubigen Fanatismus zu ermessen vermögen, der die Kraft unserer Wehrmacht in diesem Kriege vervielfacht hat.

Wir sind mitten im Kampfe. Wir fahren durch zahlreiche kleine Dörfer, die alle unaussprechliche Namen mit endlich vielen Konsonanten haben. Wir passieren brennende Höfe und deutsche Artilleriestellungen. MG.-Züge preschen an uns vorüber, dumpf bröhlen die Abschüsse der schweren Geschütze, die nicht weit von uns leuern. Links von uns gehen Panzer vor.

Immer dichter werden die Reihen der geschlossen vorwärts rühenden Truppen, die zum Stoß auf Stiermilch angeordnet sind. Es sind nur noch drei Kilometer bis zur vorbersten Front.

Losender Jubel begleitet den Weg des Führers. Die Truppen, bevor sie zum Sturm antreten, wollen den Führer noch einmal sehen, ihn noch einmal mit dem alten Kampfruf der nationalsozialistischen Bewegung grüßen: „Dem Führer — Sieg Heil!“

Ihre Augen leuchten vor Stolz und Freude, und obwohl sie nun seit elf Tagen in ununterbrochenem Vormarsch sind, so ist doch keine Müdigkeit in ihnen.

Aufrecht und in kräftiger Haltung kommen sie daher, und fiegend ziehen sie vorwärts in die Schlacht.

Mittag ist der Führer in Lodz. Während wir durch die Straßen fahren, reicht uns ein Kradschütze eine Meldung in den Wagen. Unser Pressenwagen, der am Schluß der Kolonne fährt, hat sie uns noch vorn geschickt. Es ist eine Kentermeldung, und während wir sie hier mitten in Lodz lesen, fangen wir alle an herzlich zu lachen. Verändert sie doch kurz und knapp, daß es heute vormittag den polnischen Truppen gelungen sei, Lodz wieder zu erobern! Wir reichen die Meldung zu den anderen Wagen hinüber, und überall erweckt diese plumpe englische Füge härmliche Hysterie. Mit doppeltem Interesse beisehen wir uns nun die „wiedereroberte“ Stadt. Der Besuch des Führers kommt völlig überraschend. Die Volksdeutschen können es gar nicht lassen, daß der Führer, auf den sie seit so vielen Jahren hofften und vertrauten, nun wirklich unter ihnen weilte.

Deshalb größer ist natürlich der Jubel, mit dem sie ihm für ihre Befreiung danken. Seltene Freude und tiefe Erglühtheit mischen sich auf ihren Gesichtern, die Arme fliegen zum Deutschen Gruß empor, vergessen sind in diesem Augenblick die unermesslichen Qualen zweier Jahrzehnte. Neben den Volksdeutschen aber stehen die Soldaten der großdeutschen Wehrmacht, sie stimmen aus vollem Herzen in den Jubel ihrer Volksgenossen aus Lodz ein und bereiten ihrem Führer und Obersten Befehlshaber eine unvergeßliche Aufnahme.

Wir stehen an der großen Brücke über den San, die von den Polen bei ihrem Rückzug gesprengt und verbrannt wurde und neben der jetzt schon wieder eine feste Holzbrücke gebaut ist, die selbst die schwersten Geschütze und Tanks trägt. Es sind ostmärkische Truppen, die hier marschieren. Sie haben ungeheure Marschleistungen hinter sich. Seit 14 Tagen kennen sie keine Ruhe. Sie lassen dem Feinde auch nicht eine Stunde Zeit, sich wieder zu



Wir alle, die wir diese Stunde miterleben dürfen, sind ergriffen von der Zuneigung und der Tatbereitschaft, die aus den Augen der Tausende von Soldaten dem Führer entgegenleuchten.

*

Gegenüber der niederländischen Gesandtschaft in Warschau ist eine kleine, lannenge schmückte Tribüne aufgerichtet, hinter der sich groß und leuchtend die Kriegsflagge des Reiches ausspannt. Von den Straßenbahnmarken wehen die Fahnen des Großdeutschen Reiches.

Brausender Jubel empfängt den Führer. Sein Klingen die herzlichen Wünsche auf mit ihrem wunderbaren Rhythmus.

Der Führer an der Front bei einer Kartenbesprechung mit seinen Generälen

sammeln. Sie marschieren und marschieren, 40, 50, 80 Kilometer am Tag.

Glänzend in ihre Haltung. Sie kommen singend die sich zum Flußufer lachende Straße herab. Sie singen nicht nur die alten deutschen Soldatenlieder, sondern auch die vielen neuen, die dieser Feldzug geboren hat. Will jedem Blick marschieren sie voran. Sie sind sich der Leistungen bewußt, die sie schon hinter sich haben, und man spürt deutlich, sie werden sich mit diesen Taten noch nicht zufriedengeben.

Der Führer singt ihr neues Lied zum Führer empor: „Wie sind Soldaten und wollen Soldaten bleiben!“

Der Führer grüßt jede einzelne Kompanie, die an ihm vorbeizieht, er grüßt die marschierende Infanterie, die Mannschaften an den Geschützen, an den MGs, die Männer der schweren Artillerie, der Pan-



zerabwehrwaffe, der Pioniertruppen — alle, die im gleichen grauen Ehrenfeld zusammen vor dem Feinde stehen. Schon stehen wir weit über eine Stunde an diesem Platz, und noch immer zieht singend der graue Heerbann an uns vorüber, oftwärts dem weichen Feinde nach.

Heute scheint er uns besonders kraft und soldatisch. Heute klingen die Trompeten und Tüben besonders festlich, schlagen die Pauken und Trommeln besonders klar den Takt.

Und da kommen sie heran, die Truppen, die den einzigartigen Siegeszug durch ganz Polen hinter sich haben. Wie ihre Augen blitzen, wie ihre Gesichter aufleuchten vor Stolz und Freude, wie der Parobemarsch auf das Plätschen der Wälder domstie bröhnt!

Keinen Blick lassen sie vom Führer, und er wendet seinen Blick nicht von ihnen ab, von seinen Soldaten, den Soldaten des Großdeutschen, des nationalsozialistischen Reiches.

Stolz ist der Führer auf diese Männer im selbstgrauen Rock. Man sieht es ihm an, wie er seine Soldaten grüßt, wie er drüben, die das Eisene Kreuz an der Brust tragen, nachschaut und dann rasch wieder den Kopf wendet zu den neu heranmarschierenden Reihen.

Infanterie und Artillerie, Kavallerie, Pioniere und Jäger, Nachrichtenstruppen und die Panzerformationen, sie kommen alle mit dem gleichen Schrittmarsch daher. Raum sind die Gesichter der einzelnen Männer voneinander zu unterscheiden.

Kolonnen auf Kolonnen zieht mit leuchtenden Augen singend am Führer vorbei.



Ob sie nun aus Niederachsen stammen oder aus Pommern, aus Ostpreußen, aus Sachsen oder Bayern, aus Schwaben, aus der Ostmark oder aus dem Sudetenland — sie sind nichts als Soldaten im hellgrünen Kleid, Soldaten des Führers, Kampferprobiert und kampferntschlossen, die Avantgarde der deutschen Nation, siegegetriebene Kämpfer.

Es sind Soldaten der besten Armee der Welt, die hier vorüberziehen. Sie haben Schlachten gewonnen, die einzigartig sind in der Weltgeschichte. Dies aber ist ihre stolze Stunde.

Für uns aber ist es der wunderwolle Vorbeimarsch, dem wir jemals beizuhören durften, und wir werden ihn bis zu unserem Tode niemals vergessen. Hier marschiert die deutsche Front, die 1918 eine Welt erschlagen glaubte. Vor dem Führer marschiert sie vorbei, Regelmäßig, ruhig, starker und entschlossener denn je. Wie lange dauert jetzt schon dieser Vorbeimarsch? Wir haben alles um uns herum vergessen, wir wissen nicht mehr Zeit noch Stunde, wir sehen nur diese kampfergeharteten, dem Führer gläubig zugewandten Gesichter unter dem Stahlhelm, wir hören nur den bröhnenden Klang ihrer Schritte, wie sie vorübermarschieren, das Rauschen der Wagen, auf denen sie vorbeifahren. Mit tiefer Ehrfurcht grüßen wir die stolzen Fahnen, die vorübergetragen werden.

Noch niemals hat uns der Friederichs-Kriegsmarsch so tief gerührt wie hier im Herzen Warschans. Ein friedlich-ländliches Deutschland hat der Führer unser Reich genannt, und er hat an den Glauben und an die Entschlossenheit appelliert, an die Kraft und an die Zuversicht, die einst dem großen Preußenkönig die Kraft gab, einer Welt von Feinden siegreich zu widerstehen.

Diese Zuversicht und dieser Glaube, diese fanatische Entschlossenheit und dieser unbeugsame Wille, die Friede des Großen und seine Soldaten besetzten, sie haben uns auch diese Stunden hier geschenkt, die die Ordnung sind der Regelmäßigen Schlacht in Polen.

Wieder umdröhnt uns der brausende Geschützgeschlag unserer Maschinen, die uns zurücktragen nach Berlin. Noch einmal umfängt der Wind das weite, ebene Land des großen Weichselbogens, schweift er zurück nach Osten, und weit voraus in den wolkentragenden Westen.

Diese Straßen dort unter uns sind die deutschen Soldaten marschieren, auf ihren haben sie sich vorangekämpft, Kilometer um Kilometer, bis sie am Ziele standen. Hell leuchten sie jetzt in der Sonne.

Der deutsche Soldat, er wird weitermarschieren, zu neuem Kampf, zu neuem Sieg, zu unvergänglichem Ruhm. Doch über ihm aber werden wehen die Standarten des Reiches, die Adler der deutschen Nation, die in ihren Fängen halten den Eisentrang mit dem Zeichen der Freiheit, dem Symbol des Sieges und einer unerschütterlichen Zukunft — dem Falkentzug.

„Auf den Zeichen des Sieges.“ Von C. Dietrich. Verlag Franz Eher, München.

Die Geschichte des deutschen Volkes lehrt uns: Der Frauen Opfertum gibt den Männern die Kraft und Weite des Hutes; kleinstmögliche Weiber machen kleinstmögliche Männer, wie tapfere Frauen starkeelden schufen. Marie von Oost-Eisenbach

Prinze Drüffner Frauen

Opfertum und Tapferkeit des Herzens sind wie heute zu allen Zeiten in den Müttern der großen Soldaten Deutschlands lebendig gewesen; ihre Kraft und Selbstüberwindung, ihr mutiger Stolz und ihre stille Opferbereitschaft stehen würdevoll neben den ruhmvollen Taten und dem heldischen Sterben ihrer unergessenen Söhne.

Am 1. Juli 1916 wurden die Schicksale der Frauen bei Verfall von dem überlegenen Feinde ausgelöst. Nur wenigen gelang es, sich durchzuschlagen, viele mußten verunmündet ihre Säbel abgeben.

Nach dem aus zwei Wunden blutenden Heinrich Vord, dem erst 18-jährigen Sohn des tapferen Generals Vord von Wartenburg, bot man Verdan an. Über der Jüngling lehnte mit dem Auf „Ich heiße Vord!“ ab, warf sich mit mutigen Kameraden aufs neue gegen den Feind und kämpfte erst nach einer dritten und vierten Wunde vom Pferde.

Die Eltern weilten in Warmbrunn, als die Nachricht von der schweren Verwundung ihres Sohnes eintraf. Johanna Vord, die Mutter, schrieb dem Sohn:

„Welche Schmerzen magst Du leiden; und ich sitze hier untätig und kann nichts für den Liebling meines Herzens tun. Doch ich will Dich nicht mit Klagen beunruhigen, der Himmel erhalte Dich mir. Dank Dir aber auch, mein Sohn! Du hast unsere Erwartungen erfüllt, sie sind Ehrezeichen für Dich; mit Schmerz, aber auch mit mütterlichem Stolz beate ich an meinen braven Sohn, mit meinem besten Segen lohne ich Dich dafür...“

Als die Mutter diesen Brief schrieb, ruhte Heinrich schon in Frankreichs Erde. Daß er als Held gefallen, war der Mutter tiefster Trost.

Die Mutter des Generalfeldmarschalls Edwin von Manteuffel erkrankte im Jahre 1910 schwer. Manteuffel, damals Adjutant des preussischen Königs, eilte zu ihr ins Sterbelager. Über die Mutter, noch in ihren letzten Stunden um das Geschick des durch Revolution und Fader getriebenen Vaterlandes bangend, sprach ihm nach kurzem, innigem

Abschied fort: „Du mußt zu deiner Pflicht zurückeilen, in dieser unruhigen Zeit gehöret du nur deinem König und dem Vaterland!“

Wenige Tage später starb sie.

Am 1. August 1870 zog der Leutnant Karl Sigmann in den Feldzug. Sein Regiment marschierte von Berlin nach Potsdam. Hinter den letzten Häusern zog der junge Offizier den Brief aus der Tasche, den seine Mutter, verhindert, persönlich von ihm Abschied zu nehmen, an ihn geschrieben hatte, und las:

„Lieber Sohn! Es schmerzt mich, Dich vor Eurem Abmarsch nicht noch einmal in die Arme schließen zu können. Aber viel größer als dieser Kummer ist meine Freude, daß Du mit in diesen Krieg ziehen darfst. Und ich weiß, Du wirst Deine Mutter richtig verstehen, wenn sie ihren Abschiedsgruß in die Worte kleidet: Es ist nicht nötig, daß Du wiederkehrst, wohl aber, daß Du Deine Schuldigkeit tust...“

August von Manteuffen schrieb am 27. Juni 1915: „Meine liebe Mutter! Nun ist Dein Junge Generalfeldmarschall geworden, hat die höchste Würde erlangt, die einem Soldaten in seinem Beruf beizulegen sein kann, und hat sie sogar vor dem Feinde erworben...“

Bald darauf besuchte der Feldmarschall die Mutter in Gengenleide. Die neunundachtzigjährige erschien, als der Wagen vor dem Hause hielt, in der Tür, aufrecht und ehrfurchtgebietend.

Manteuffen eilte zu ihr und schloß sie in die Arme, und sie lächelte mit der ganzen Inbrunst ihres mütterlichen Herzens: „Mein liebes Kind!“

„Mein liebes Kind! Hat jemals ein Feldmarschall nichtfürlicher Geburt sich so begrühen, sich noch so nennen hören?“ schreibt Manteuffen später. „Ich habe es von der Stunde an nachhingen hören in dem Feldzuge gegen Serbien, an dem Grabe der Mutter, in der verzweiflungsvollen Stunde der rumänischen Kriegserklärung, in den ihr folgenden heißen Kämpfen, und höre es heute noch, wenn ich im Geiste oder im Bilde in die treuen mütterlichen Augen schaue und des

Gegens gedenke, der von dieser Mutter auf mein Leben ausgegangen ist."

*

Was das tapfere Mutterherz dem Soldaten und Dichter Walter Flex bedeutet, spiegelt sich in einem seiner letzten Briefe:

„Geliebtes Mutti! Eben habe ich hier im Pfarrhaus von Dompierre Dein liebes Paket mit den schönen Fingerringen erhalten, die ich sehr gut brauchen kann. Vor allem danke ich Dir viel, viel, vielmals für Deinen geliebten Brief. Du ahnst nicht, Mutti, wie viel mir Deine Briefe sind und wie tausendmal am Tage ich mir ausmale, wie wohl Dein liebes Herz gerade denkt und fühlt . . .

Oft sehe ich das Bild von uns beiden, das die liebe Frau von Seelen in Eisenach gemacht hat, an, und unsere Gespräche von Johannistal machen neu auf. Da fühle ich dann Deine liebe Hand wieder in der meinen, und dieser gute, stille Druck ist ein Versprechen von Dir, Dich uns durch Tapferkeit des Herzens so zu erhalten, wie wir Dich immer liebten und lieben werden. Ich weiß wohl, daß Du die schwerste Aufgabe von uns allen trügst . . .

Daß mein Feldbrief an die „Rundschau“ Dir lieb ist, freut mich so sehr. Im Grunde ist er der Niederschlag aller Gespräche, die ich mit Dir führe, ohne daß Du's weißt.

Und alle Gespräche enden mit Deinem lieben Versprechen, tapfer zu sein und Dich uns mit Deinem lieben Herzen hart und gesund zu erhalten."

*

Eine deutsche Mutter schrieb Anfang September 1939: „Am Montag kamen wir zurück. Man hatte Telegramme geschickt, versucht zu telefonieren, nichts hatte uns erreicht. Die Söhne waren schon alle drei draußen, Gg. als Leutnant, Dirk als Soldat, Port als Wachmeister der Kaserne bildet noch in seiner Garnison aus. Kurz nach anderntage ab als Mitstreiter d. R. Ich bin nun allein hier auf dem Fläcker der Erde, das unser eigen ist. Die unendliche Liebe zum Vaterland, das unbefrührte Vertrauen in die Führung geben mir alle Stärke und lassen mein Herz noch viel Kraft für andere haben. Ich bin stolz auf meine vier Soldaten. Sie sollen aber auch alle Ursache haben, es auf mich zu sein. Ich trübe, wo es not tut, greife in jedem Haushalt zu, wo es an Kraft gebricht. R. . . haben ist eine große Familie. Jeder nimmt am Schicksal des anderen tiefen Anteil.

Abends höre ich die letzten Meldungen. Um 7 Uhr morgens beginnt der Tag mit den ersten Berichten von den herrlichen Leistungen unserer Deutschen. Möge ein gütiges Schicksal auch weiterhin seinen Segen über uns geben. Für mich gibt es nur noch Deutschland, und das erleichtert die Sorge.

In solchen Zeiten wächst einem die Kraft zu ungeahntem Schaffen. Der Bürgermeister von R. fiel als Fliegerleutnant. Aber so traurig es für den einzelnen ist, Deutschland muß leben!" M.



In den letzten Jahren ist eine tatkräftige, einsatzbereite und willensstarke Generation junger Frauen und Mädchen herangewachsen, die mit Kriegsausbruch sofort vorband, sich anzupassen und sich auch an ungewohnten Arbeitsplätzen durchzusetzen, wenn es erforderlich war.

Wie vielseitig das Betätigungsfeld der Frauen ist, wieviel sie leisten können, hat der vorige Krieg schon bewiesen, in dem die Frauen ohne jede soziale Vorbildung die Männer in der Heimat ersetzten. Die Umstellung war in den meisten Fällen viel schwieriger, als es den Anschein hatte, denn mit ruhiger Selbstverständlichkeit traten sie ihre Pflicht. Daß dabei das eigentliche Wirkungsgebiet der Frau vollkommen vernachlässigt werden mußte, fiel nicht ins Gewicht, durfte — den Umständen entsprechend — keine Rolle spielen.

Unsere heutige Zeit hat, dem Lauf der Dinge folgend, vorgebeugt, die Frauenarbeit organisiert. Sowohl für die reine Männerarbeit noch genügend Männer-

kräfte verfügbar sind, wird die Frau nur für solche Zwecke eingesetzt, für die ihre Kräfte ausreichten und ihre Eigenschaften angedacht sind.

Beim Bau und der Montage von Flugzeugen z. B. gibt es eine Unmenge von Arbeiten, die in der Hauptsache Geduld, Geschicklichkeit und Gewissenhaftigkeit erfordern. Nach dem Urteil von Fachleuten eignet sich die Frau für diese Arbeit fast besser als der Mann, wenn auch Begriffe wie Drehbank, Bohrwerk, Montage usw. diese Theorie unglaublich machen.

Bei Messerschmitt in Regensburg besteht ein großer Teil der Belegschaft aus Frauen. Sie tragen Monteuranzüge, die sich gut mit den bunten Kopfstücken vertragen. Sie erhalten ernsthaften technischen Unterricht und kommen sich nicht nur als Bühnenbühnen vor, sie sind mit jeder Einzelheit ihrer Arbeit in die große Serienfabrikation eingeweiht, sind stolz auf die Erfolge der Me. 109 und auf ihren eigenen Anteil an diesem Erfolg.

Ein besonderer Vorzug dabei ist die gün-

Verstell-Luftschrauben werden zur Montage vorbereitet, eine Arbeit, die den Frauen schon genau so leicht und selbstverständlich von der Hand geht wie häusliche Pflichten





Kein Blick wird von der Maschine gewandt, denn auch hier am Bohrwerk muß genau und sorgfältig gearbeitet werden.

Flink und geschickt fertigen Frauen und auch Mädel in der Material-Zurichterlei einer Flugzeugfabrik wichtige Einzelteile an.



Gewandt und umsichtig weiß die Frau mit dem Schweißapparat umzugehen, so kann sie dieses Arbeitsgebiet in der Rüstungsindustrie vielfach übernehmen.

nige Arbeitseinteilung. Die gute Organisation ermöglicht es, daß die Frauen nur 6 bis 8 Stunden arbeiten. Die Verheirateten unter ihnen haben für den Rest des Tages Zeit für Haushalt, Mann und Kinder, die Unverheirateten stehen im Kriegs-Einsatzdienst oder besuchen Kurse beim Roten Kreuz. Die Frau bleibt so mit Frau, und ihre natürliche Lebensbestimmung erleidet keine Einbuße durch die Arbeit in der Fabrik.

Die Kollenburg.

Zwanzig Mark für Schalter 15

Wir hatten den gleichen Heimweg, Inge und ich, das hatten wir beim Aufräumen am frühen Abend unserer Arbeitsgemeinschaft festgelegt. Zuerst ging es am Ring entlang und dann ein Stück durch die Altstadt. Über unsere Zukunftspläne sprachen wir und von unserer Arbeit. Inge will bald heiraten. Jetzt tut sie aber auf einem Pokamt Dienst am Postamt-Werkzeugschalter.

Ich bewunderte Inge deshalb, denn schon oft hatte ich beim Briefmarkenkaufen die Ruhe und Sicherheit geradezu wohlthuend empfunden, mit der die jungen Beamtinnen dem Ansturm des Publikums begegnen. Ein besonderes Kapitel spielen mir hierbei vor allem das Geld zu sein.

Darum fragte ich Inge sofort, ob's denn bei ihr auch immer künne? „Aufpassen muß man schon“, sagte sie vergnügt, „dann geht's“. Und nun erzählte sie mir, wie sie gleich zu Beginn ihrer jetzigen Tätigkeit einen großen Schreck bekommen hatte:

„Es war damals gerade um den Ersten herum. Da herrschte in unserem Amt besonders harter Andrang, und auch an meinem Schalter war viel Verkehr. Ich gab mir alle Mühe und rief mich zusammen. Doch am Abend beim Kassenausschluß stellte ich den Fehlbetrag von zehn Reichsmark fest. Das war sehr bitter. Mir fiel zwar ein, daß ich einer Dame, die es eilig gehabt hatte, einen größeren Geldbetrag wechseln mußte. Sicherlich war mir dabei das Mißgeschick mit dem Zehnmarscheck passiert. Doch weg war weg. Da half nun nichts mehr.

Was soll ich dir aber sagen: drei Tage später kommt der Geldpostbote zu mir und legt mir schmunzelnd zwei Geldscheine auf den Tisch. „Zwanzig Mark für Schalter fünfzehn“, sagte er dabei. Ich war mehr als überrascht. Auf der Rückseite des Postabschlusses schrieb mir eben jene eilige Dame aus München, sie hätte erst viel später gemerkt, daß sie zuviel Geld von mir beim Wechseln bekommen hätte und schickte mir dieses wieder und noch etwas dazu. „Machen Sie sich eine kleine Freude damit!“ Es war beinahe wie im Märchen. Du, war ich glücklich!“

„Und was für eine Freude hast du dir auf diesen Schreck gegönnt?“ fragte ich Inge teilnahmsvoll und auch ein bißchen neugierig. „Da hab' ich wunderschöne Geldpostpäckchen gepackt“, sagte sie. Ich glaube, sie hat dabei sehr gekraut — aber es war ja dunkel, und ich konnte ihr Gesicht nicht so erkennen.

Ein Frankenmädel.



Wir singen und spielen für unsere Soldaten



Über glücklich überwundene Schwierigkeiten zu berichten, ist immer ein Vergnügen. Also greifen wir heute vergnügt zur Feder, um von dem Soldatensingen zu erzählen, das wir im altbewährlichen Gürzenich der Hanfstadt Köln veranstalteten. Denn daß es mit Schwierigkeiten verbunden war, läßt sich nicht leugnen.

Zunächst war einmal die Sorge: man solle uns fragen? Und wie kamen zu dem Entschluß, recht fröhliche Stube zu wählen. Außerdem sollten ab und zu alle mitbringen, denn singen im Soldaten auch gern — das ist uns. Daß wir tat-

sächlich richtig gedacht hatten, bewies später die Praxis!

Nach der Auffassung der Pieder begannen die Singstaben und Mädelgruppen der verschiedenen Untergänge sie eifrig zu proben. Doch auch ein paar schmißige Mädelchen dabei sein mußten, war nicht mehr als recht und billig. Also wurde der Aufzug eines Fliegerhorstes herangezogen, der sich nun gleichfalls mit viel Eifer an die Arbeit machte.

Eine Kameradin brachte ein paar Seiten lustiger Verse mit, die eine Verbindung zwischen Pieder, Mädelchen und Muffel herstellten sollten. Zur Einleitung und Begrüßung blieb es:

Weil schließlich es und üblich ist, daß man recht freudig sich begrüßt, sieht man sich so zum erstenmal, so rufen wir nun in den Saal: — worauf der ganze Chor der dreihundert Mädel mit voller Lungenkraft einfiel: Willkommen, ihr Soldaten alle!

Danach konnte keiner der Gäste mehr im Zweifel sein, wie herzlich willkommen er

„Quetschen“ durften natürlich nicht fehlen

uns war. Pieder und Mädelchen erklangen, und dann wurden unsere Zuhörer zum Mitsingen aufgefordert.

Das klappte im H. H. im großen Saal des Gürzenich langen aus Leibesträßen mit, klappten zu dem „Elässischen Bawertians“ der Ziehharmonikas mehr oder weniger eintönig den Takt, lernten sogar einen neuen Kanon und waren so in schönster Stimmung.

Und dann war unser Soldatensingen zu





„PLANWIRTSCHAFT“ für Feldpostpäckchen

Bald sangen und schunkelten alle mit

Ende. Der Brief des Majors einer Flak-
abteilung an die Vetterin des Soldaten-
Rangens ließ uns die Freude und frohe
Laune jenes Sonntagmorgens noch ein-
mal lebendig werden:

„Das von Ihnen am Sonntag im
Gärtchen verankelte Soldaten-Ringen
hat meinen Männern und mir soviel
Freude gemacht, daß ich nicht verschlen
möchte, Ihnen und Ihren Kameradinnen
vom BDM, außer dem spontan geposteten
Beifall noch nachträglich Dank und An-
erkennung auszusprechen.“

Neben den frohen und unbeschwerten
Weisen des gebotenen Programms haben
Sie selbst dank Ihrer herzerfrischenden
Natürlichkeit wesentlich zum Gelingen
beigetragen. Es war bewundernswert zu
sehen, wie Ihnen ein ganzer Saal voll
wider Kriegsmänner auf Bild und Wort
gehörte. Weiterhin wünsche ich Ihnen
allen gute Erfolge. Ich kann mir gut
vorstellen, wenn meine Männer an so
viel fröhliches Singen Ihrer Mädel
zurückdenken, daß sie dann nichts noch
einmal so hell den Kölner Himmel ab-
leuchten, als sie dabei vielleicht einen der
Angenden Engel wiedersehen.“

Mit diesem Brief und dem Bewußtsein,
unseren Soldaten eine Stunde Fröhlich-
keit bereitet zu haben, hab' ich heute für
alle Mühe mehr als reichlich belohnt.

Eine Kölner BDM-Führerin

Leutige Verse beendeten das Soldaten-singen



Das war sicher bei euch genau so. Bei
den ersten Päckchen, die wir an unsere
Soldaten sandten, kamen wir gar nicht in
Verlegenheit, was wir ihnen schicken soll-
ten. Da haben wir von Mutter Gehül
gebetelt, haben lange vorher schon im
Heimabend an den Soden gestrichelt aber
an den Pulswärmern und Ohrenschützern
und an anderem mehr, was wir dann
stolz ganz in obert in die Päckchen legten.
Ihr müßt nämlich wissen, unsere Scher
hat zehn Soldaten unserer Garnisonstadt
zu versorgen, die niemanden in der Frei-
ma haben. Sie haben sich über unsere
Päckchen immer richtig gefreut und haben
uns auf unsere vielen Fragen hin von
ihrem Kampf in Polen und aus von
ihrem Dienst im Westen erzählt. Wir
mußten ihnen dafür in unseren Briefen
von unserer Stadt berichten, von allen
kleinen und großen Begebenheiten und
natürlich auch von unserem Dienst.

Aber das Päckchenpacken wurde immer
schwieriger, und das Beraten über das
Thema, „was schicken wir diesmal?“
wurde immer länger. Bis eines Tages
der neue Obergauoberrat eintraf mit dem
Plan für die Feldpost. Dieser Plan, hoch
es, sei uns Ideen vieler Mädel aus dem
ganzen Obergau zusammengestellt und
solle nun allen Anregungen und Anlei-
hungen geben.

Für diesen Monat war eine schöne Brief-
mappe für die Soldaten vorgeschlagen.
Ja, das war wirklich etwas, was ein
Soldat brauchen konnte und was ihm
Freude machen würde.

Die Mappe durfte nicht allzu groß sein
und mußte leicht im Tornister unter-
gebracht werden können, das waren die
ersten Voraussetzungen, die an sie gestellt
wurden. Dann aber mußte sie schön und
geschmackvoll und sauber gearbeitet sein.
Wir wollten uns jedenfalls alle Mühe
geben.

Im nächsten Heimabend gleich unter
Heim einer Werkstatt. Wir haben alle
mit Schätzen um den großen Tisch, vor
uns die Stoff-, Leder- und Pergament-
reste, Stidgarn, Kadel und in verschiede-
nen Fällen sogar Fingerhut und Schere.
Die Maße wurden genommen, dann
wurde zugeschnitten und genäht und ge-
flickt, bis jede vor Eifer heiße Waden
hatte und das fertige „Kunstwerk“ vor
einem lag.

Nun holten wir all das Gute und Süße,
was wir noch für unsere Soldaten
mitgebracht hatten, aus unseren Mappen,
packten die Feldpostpäckchen und obenauß,
da kam die Briefmappe — das erste Werk
nach unserem Plan.

Was werden die Soldaten dazu sagen?
Wird sie ihnen Freude machen? Das
wird nun die Frage für uns sein, bis ihre
Antwortbriefe, die nie lange auf sich
warten lassen, bei uns eingegangen sind.

Wir aber haben schon wieder in den
Plan, was wir nun für sie arbeiten wer-
den. Im nächsten Monat wollen wir
ihnen ein kleines Buch schenken und eine
schöne Hülle dafür arbeiten, und dann
wollen wir die ersten Frühlingsblumen
pressen und einrahmen, und dann werden
diese kleinen Bilder als Frühlingsboten
der Heimat die Fensterwände schmücken.
So wird jeder Monat eine kleine Freude
bringen, die alle Mädel und Jungmädel
des Obergaues „ihren“ Soldaten schen-
ken.

Sicher wird dieses und jenes Mädel
noch eigene Ideen in diesen Feldpostpäck-
chen verwickeln. Aber das müssen wir
auch sagen: Der Plan für die Feldpost ist
eine kleine Sache, die unseren Soldaten
und uns Mädeln gleichwohl Freude macht.
Ein Hochlandmädel

Der letzte Schrei

Letzte feminine in Paris

Letzte feminine, Ringlampf der Damen,
das ist die große Mode zum Cocktail.
Nachgereicht angelassen mit schwarzem
Trikot, an den Füßen die hochgeschürften
Mingelshuhe, so rollen sich Jeanne und
Francolle auf der Matte im Vorzimmer
Bagram-Saal.

Reuend, schweigend, daß die Dauer-
traute ausgeht, puktend und trampelnd
wachten sie gegeneinander. Kutsch, da
hat's geknack't — Jeanne hat Francolle
den Arm nach hinten gedreht. Aber
warte, jetzt wendet sich das Blättchen,
und nun liegt Jeanne hilflos da und
müht sich ächzestehend den schwarzen
Schopf zur Seite.

Ja, das ist französische Kultur — da kann
man sich natürlich nicht wundern, daß der
„Triften“ Richard Wagners vom Spiel-
plan abgesetzt worden ist. Regentänze und
Damentinglampf — das entspricht der
geistigen Verfassung der Pariser offen-
sichtlich mehr.

Der Pyjama-Kumbe

Das Leben ist doch so gähnend lang,
weilig, daß man es nur ertragen kann,
wenn man hin und wieder einmal aus
der Reihe tanzt. Warum sollte man das
nicht im Pyjama tun? Das gab doch
wieder eine kleine Sensation, als die
schöne Mademoiselle Sowieso im Nach-
gewand mit ihrem Partner über das
Parkett im Kumbalschritt wankte.

Natürlich ist diese neue Art der Abend-
mode nur für die ganz Reichen — ja, die
unerhört reichen Frauen erlaubt, von
denen jeder ohnehin weiß, daß sie Abend-
kleider zu Dutzenden in ihren Schränken
haben. Daß daraus ein Sparprogramm
wird, geht ja doch wohl nicht an! Hi.

Aus Grossmutter's Wäsche- Truhe



Die Wäschestücke aus Grossmutter's Truhe ergeben viele hübsche Babysachen. Aus einem Hosenbein z. B. lassen sich Hemd und Lätzchen ohne große Mühe herstellen.

Die auf den Fotos angegebenen Maße stimmen, so daß sich jeder mit einigem Verständnis die Schnitte herstellen kann.

Lang hat sie ungenutzt dagehauert, bis zum Ende voll mit Wäschestücken von Grossmutter's Ausstrich. Manchmal hatten wir uns einen Spaß daraus gemacht, in der Truhe herumzukramen und alles genau zu betrachten.

Wir hatten wohl auch einmal die Hemden mit den eingelegten Hemden, die allmodischen Hosen und die Unterröcke mit ihren vielen Stückerispielen angesehen und uns damit vor den Spiegel gestellt.

Manchmal fuhren wir auch mit der Hand über das feine Pelz und blickten dabei: „Schade, daß der schöne Stoff so unruhig herumliegt.“ Aber schließlich — was sollten wir damit machen?

Dann kam der Krieg und damit eine Fülle neuer Aufgaben für uns Mädchen. Bahnhofsdienst — Luftschutz — Gesundheitsdienst — und als der Winter herankam, machte unsere Mädelschaft eine regelrechte Nähkiste für die NSB auf.

Silbes Schwester, die in einem Wäschegeschäft arbeitet, zeigte uns alles, und manche von uns hätte nie gedacht, daß sie



Im Anfang war es nicht ganz leicht, mit Schneidemaschine und Schere fertig zu werden.



Auch Winkelschalen entstanden aus Großmutterns alter Wäsche in unserer Nähstube.

einmal so gern mit Schere, Nadel und Nähmaschine arbeiten würde.

Großmutter's Wäscheruhe kam bei unserer Arbeit hoch zu Ehren. Aus den Unter-
röcken, Hosen und Hemden entstanden
ganze Babyparkanlagen, und wir muß-
ten nur immer haken, welche Menge
Stoff in solch einem altnodischen „Bein-
feld“ kehte.

Hilber Schweißer gab allerdings auch sehr genau an, daß nichts verschitten wurde. „Nieber gehamel auflegen, als einmal falsch schneiden“, sagte er und sah sich jedes Stück vor dem Zuschneiden noch einmal genau an. Dafür haben wir nun auch jedes Endchen Spitze und jedes Band mitverwendet.

Wir waren sehr stolz, als wir unsere Babywäse — es war ein ganzer Korb voll — endlich zur NSD. bringen konnten. „Guter Stoff“, sagte die Schwester anerkennend und rieb eines der Hemdchen prüfend zwischen den Fingern. „Und ganz ohne Punkte“ plachten wir strahlend heraus. Ja, Großmutter's Wäsestrümpfe, wenn wir die nicht gehabt hätten! Versucht es auch einmal! Ein Frankenmädchen.



Blau
UND
Schönheit
Ein Film von

Ein Film vom BDM.-Werk

...im vom BDM-Werk

Mitglied der Kunstschule der BDM. Reichsleiterin wurde der Film, der am 10. Juli
Abend im Licht gezeigt wird, in Bafarh vorgeführt. Es gibt einen seitigen Bestand
die ersten Erlebnisse der BDM-Werke. „Kinder und Schokolade“ war
Entlang von Chorgeschichte. Eine neue
ersten Dargestellt von Frau Gell wurde
in Godes
Frau Joseph Gohrli (hier) der Haupt



Ob hier bei der Kleiderschau.



bei Hauswirtschaft oder Werkarbeit.



beim Training im Freisport,
immer war die Kamera dabei.



ab bei der Modeberatung,
bei Sport und Gymnastik.



Sie schafften für GROSSDEUTSCHLAND

Dank an die volkdeutschen Kameradinnen im ehemaligen Polen

Am Anfang muß der Dank stehen. Er mußte überall dort stehen, wo einer vom Kampf der Volkdeutschen in Polen erzählt wurde, wenn er aus Reichsdeutscher oder Reichsdeutscher Sprache sprach. Denn sie haben das Schweigen besser gelernt als das Reden. Sie meinen auch, es sei unmöglich, Worte darüber zu machen, was sie in den Jahren der polnischen Gewaltherrschaft auf sich genommen haben, und selbst ihr ungeheures Mutapler wäre nur die letzte Bewährung einer wahrhaftigsten Bereitschaft.

Weil er selbst niemals etwas Ähnliches am eigenen Leibe erfahren hat, ist es schließlich unmöglich für den Brunnendeutschen, sich ein Bild von den tatsächlichen Ausmaßen jenes Graus zu machen, die während des Krieges und schon vorher über die Volksgenossen im ehemaligen Polen herabgekommen sind. Wie ein Wunder empfindet er daher die unermessliche Kraft, mit der sich so viele der alles verloren haben, nun wieder glücklichen Lebens ein neues Leben in Schutz des Reiches aufzuheben. Es bleibt ihm nichts, als all seine Dankbarkeit und seine Ehrfurcht in den Dienst des gemeinsamen Aufbauwerkes zu stellen. Wie wird ihm eine wahre Freude sein, aus der ganze Schlag einer Erleuchtung, die er aus dem Reich mitbringt, denn es schlägt die Brücke zum Morgen der Deutschen.

Von der Arbeit der Mädchen soll hier die Rede sein. Es war eine sehr harte Arbeit, die es nicht vermag, groß an die Leistungen gewertet zu werden. Aber sie war darum nicht minder verantwortungsvoll und vielseitig. Ich will hier nur von zwei Hauptaufgabenfeldern erzählen. Von der Kinderarbeit und vom Landbau. Sie forderten beide den ganzen Einsatz der Mädchen. Darin liegt vor allem die seltene Stärke unserer volkdeutschen Kameradinnen, daß sie sich keinen Augenblick bei der Theorie aufhalten sondern stets die höhere Notwendigkeit des Zusammenwirkens erfüllen.

Der größte Teil aller deutschen Kinder in Polen verlor die polnische Schule und viele sprachen daher nur sehr gebrochen deutsch. Die meisten Eltern hatten selbst keine Zeit, um mit ihnen zu lernen, denn die allseitige Not entließ sie fernem Augenblick aus der Verantwortung des Schutzes für eine sinnlos gewordene Zukunft. Aus eigenem Antrieb kamen hier und da einzelne Mädchen in den Dörfern an, deutsche Lehrer mit den Kindern zu sitzen und deutsche Sprache zu sprechen. Schach und sehr selten die dem Übel zu Leibe aber nach und nach kam Ordnung und ein

leiser Plan in ihre Bemühungen. Ein Mädel, das mit besonderem Geschick und daher auch mit größerem Erfolg zu Werke gegangen war, übernahm die Führung seiner Kameradinnen. Der Einsatz in Kindergärten und Schulen wurde immer mehr geleistet.

Eine große Anzahl von Leses, Schreib-, Karten- und Bilderbüchern entstand. In denen die eigenen Erfahrungen so angewendet wurden, daß der Aufbau dieser Spiele nahezu einen vollständigen Lehrplan für die deutsche Sprache darstellte.

Die Kinder selbst waren mit großer Begeisterung dabei, daß sie gar nicht empfanden, wenn sie während des Spielens im Grunde eine sehr ernsthafte Arbeit verrichteten. Es war oft genug nicht leicht, von der Notwendigkeit dieser Spiele auch die Eltern zu überzeugen. Aber dies geschah so leicht, daß der ständige Kampf mit den polnischen Behörden ein. Immer wieder lachten und fanden sie Vorwände, die deutschen Kinder nicht zuzulassen, oder die Mädel, die mit den Kindern spielten, hinter Schloß und Riegel zu setzen.

Die deutschen Jungen und Mädchen wurden bei jeder Gelegenheit von ihren polnischen Mitschülern verprügelt. So es kam sogar vor, daß polnische Buben die Mädchen mit Steinwürfen überfielen und des Nachts ausraubten. Daß die Mädchen sich unter diesen Umständen immer wieder den Mut aufbrachten, die Verantwortung für das Leben der Kinder auf sich zu nehmen, ist nur denkbar, weil sie durchdrungen waren von der Erkenntnis, daß der Kampf um die Erneuerung der Volksgemeinschaft der Kinder beginnen mußte um Erfolg zu haben.

Wie ist die Kinderarbeit immer noch an dieser gewaltigen Auswanderung teil hatten, mag ein kleines Beispiel aus der Zeit nach dem Kriege verdeutlichen. In einer polnischen Schule leben dreizehnjährige Jungen und Mädchen zum erstenmal in ihrem Leben die Karte Großdeutschlands. Eine Zeilung erröten sie in vorwärtigem Staunen dann springt einer nach dem anderen auf, laßt an die Karte und läßt darauf mit beiden Händen die Umrisse der Grenzen ab. Schreit ich dabei immer noch in atemberaubender Verwunderung, das erlösende Wort. Er sagt: „So groß ist Deutschland!“

Danach stehen die Kinder mit bängenden Armen und aufmerksamen Augen vor der Karte gewirrt von einem klaren Gedanken beherrscht, aber im Inneren überwältigt. Sie wollen sie nicht, wie



Ostlandfahrer

Kriemhild ließen Tausende und zogen
unter neuen Jähren neuer Heimat zu.
Land des Ostens tief und rauchte ihnen,
die den Ruf vernahmen, jenseit Ruh.

Tat und Schmach wuchern neue Wege,
alte Straßen haben neue Zeit.
Deutschen Mäulen weicht aus parken Stielen
Erntzeit.

Kämpfend, wogend weiften deutsche Mäulen
eines Schicksals ungekannete Macht.
Stolz und gläubig steht ein Volk im Osten,
das ein Reich in neuer Heimat sucht.

Nicht der Furcht vorweg das Land zu zwingen,
denn hier steht nicht Ruhm und nicht Gewinn.
Eure in Jucht und Not und heißen Ringen
kann ein Orden sich dem Land verbinden,
schaffen Eile ihres Weckens Sinn.

Lothar Klemm

ihnen geschieht, plötzlich Augen sie alle
guckt mit unruhigen Stimmen, aber dann
immer unbedingter und jubelnder „Groß-
deutschland ist da gewollt.“ Sie haben
das Lied erst vor Tagen gelernt.

In jedem Sommer zogen deutsche Mäulen
aus den abgetriebenen Gebieten und später
auch aus Mittelpolen zum Landdienst
nach Wolhynien. Wie leicht verständlich
wäre es hätten sie aus schließlich mit dem
Ruf nach Weissen gearbeitet, beherzigt
und ausgerüstet auf den einen Gedanken
der Rückkehr ihrer Heimat zum Reich.
Freilich war dies von jeder ihr inneren
Verlangen und ihre Zurecht. Aber sie
haben darum nicht gewartet, bis das er-
hoffte Reich sie eines Tages heimholen
würde. Sie erfüllten ihre Pflicht mit
einem Verantwortungsbewusstsein, als
gäbe es, daß für einen Generationen
überdauernden Kampf Kraft zu machen.

Aber, was noch viel mehr bedeutet, sie
bildeten dabei auch Osten. Sie wußten
dort war ihr unsere größte Aufgabe. Eine
Aufgabe, die sie in ganzer Schwere be-
griffen, weil ihnen der eigene Volkstum-
kampf den Blick geklärt hatte für die
ungleich tiefere weltliche Not der Brüder
im Osten und Göttern.

Was die Mäulen dort in wiederholtem
monatelangen Landdienstleistungen geleistet
haben, läßt man sich am besten von ihnen
selbst erzählen: „Tagesüber waren wir
auf dem Felde oder im Hause tätig. Dort
ging häufig alles drunter und drüber,
weil die Frauen die Feldarbeit ganz
allein schaffen mußten, denn die Männer
lehren Hundstang, oft tagelang zum
Markt. Zwischenherin spielten wir mög-
lichst häufig mit den Kindern. Dabei kam
es darauf an, ihnen die Sicherheit in der
deutschen Sprache und einige Grund-
kenntnisse im Deutschsprechen und Lesen
zu geben. Ebenso machten wir Hand-
arbeiten mit den älteren Mäulen und
führten dabei einen jähren Kampf gegen
die Geschicklosigkeit.“

Häufig kamen auch junge Frauen, um
Nähen und Zuschneiden zu lernen. Mit
den Mäulen und Mäulen sangen wir
viele heilige Lieder und sangen unsere
Volkslieder. Immer wieder machten wir
Hausbesuche, um den Frauen zu zeigen,
wie man die Kinder waschen und baden
muß. Wir hatten im letzten Winter
1970 fünf Säuglingswische genäht, nun
konnten wir in jedem Dorf ein oder zwei
Krankheiten berichten, und zwar
immer an die Frauen, die am bereitwilligsten
unsere Lehren aufnahmen und
später auch in der Lage waren, den an-
deren Mäulen Vorbild zu sein.

Eine Frau wohnte mit ihren fünf Kin-
dern und dem Vater in einem Raum.
Sie hatte keine Wäsche, wohl einmal ein
Handtuch für ihren Säugling. Er war in
eine alte dunkle Schürze eingewickelt. Die
anderen vier Kinder hatten Reuchhuten.
Sie schliefen zusammen in einem Bett.
Das Kleinkind hatte die Mutter zu sich ge-
nommen. Der Mann machte sich ein Lager
auf dem Fußboden. Als wir dieser Frau
die Säuglingswische brachten, weinte
sie vor Dankbarkeit. Sie kam jeden Tag,
um zu zeigen, daß das Kind fröhlich gebetet
war.“

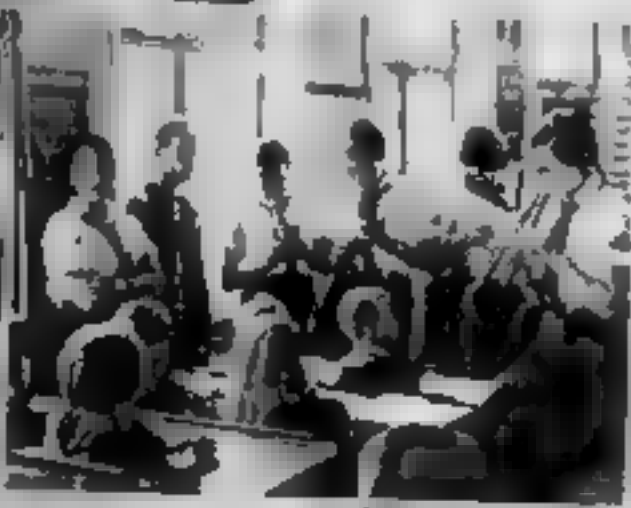
Ich habe mit vielen Mäulen gesprochen,
die sich zum Landdienst in Wolhynien
waren. Sie alle erklärten einstimmig, den
tiefsten Eindruck habe ihnen die tiefe
Heimatliebe jener Bauern gemacht. Aber
auch ihre eigene Liebe zur Heimat ist
nicht ungeprüft geblieben. Sie wußten sie
auf den grauenhaften Vertriebungs-
mäulen und in polnischen Kerkeren be-
währen.

Und sie hat Handgehalten! Wir reise-
deutschen Mäulen werden ihnen das nie
vergessen. Wir sind unendlich stolz auf sie,
und wir sind glücklich, daß sie
nun mit uns in einer Gemein-
schaft stehen.

Wolfgang Wajsmann.



Von frohen Fahrtagen berichtet der neue Schmaifilm der Reichsjugendführung: „Jungmädchen auf Fahrt.“ Er zeigt allen Jungmädeln, die heute als Zehnjährige zu uns kommen, welches ungebundenen und fröhlichen Leben wir dem Führer verdanken. Durch treubige Erfüllung aller Pflichten und kühnster Einsatzbereitschaft im Alltag werden wir ihm danken.



Im Schatten der Burg des deutschen Ostens wehen die Fahnen der Jugend, wenn sich überall im Reich die Zehnjährigen zum Führer bekennen. Groß ist diesmal die Gemeinschaft geworden. Von den Hochöfen des Westens bis tief in den befreiten Osten, von der ostfriesischen Ebene bis zum Sudetenland, an der Memel und in Böhmen und Mähren, von der Saar bis zur Ostmark grüßt Deutschlands Jugend in Ehrfurcht und Dankbarkeit ihren Führer.

Bei den lustigen Musikanten von Wissek

Endlich ist es soweit! Seit Wochen haben wir uns auf diesen Abend gestreut und ganz im Stillen auch ein bißchen Angst davor gehabt, denn es ist ja der erste Elternabend im Wissek. Zum erstenmal seit der Befreiung des Ostens zeigt die ganze Hitler-Jugend unseres Dorfes, was sie gelernt hat, einen städtischen Singnachmittag wollen wir machen.

Stehen uns stehen die Pimpfe und hinter uns der HJ und unsere Kameraden von der HJ. Zum erstenmal haben wir Bundesstracht an. Wir mühen uns gegenseitig und sind stolz wie noch nie es ist ein herrlicher Tag!

Die Gedanken der Größeren von uns gehen zurück in die früheren Jahre. Da und oft sind wir in diesem Saal zusammengelassen, immer lag eine schwere Stimmung über allen.

Nichts, was uns bedrückte oder froh machte, durfte laut gesagt werden, die polnischen Wachmeister hatten zu gute Ohren und oft eine zu rasche Phantasie; aus den harmlosesten Äußerungen machten sie Staatsverbrechen.

Jetzt erinnert nichts mehr an die Vorkriegszeit, das Bild hat sich völlig verändert.

Und doch sitzen dieselben Menschen unten im Saal, aber sie schauen froh und erwartungsvoll zu uns her. So viel Frohsinn hat der Saal zwanzig Jahre lang nicht gesehen! Immer wieder mußte man daran denken. Man konnte es fast nicht fassen.

Und wir stehen hier als Jungmädchen! Gehören nun auch außerlich zu der großen Gemeinschaft der ganzen deutschen Jugend? Immer wieder sehen wir uns an, jede scheint zu fragen: „Weißt du noch, wie es war?“ Wie mag das schon

ist es jetzt! Wie froh können wir alle sein!“

Wir schauen hinunter in den Saal, wo sich schnell Platz auf Platz stellt. Da sitzen unsere Eltern und all die Freunde, mit denen man in den letzten Jahren so eng zusammengewachsen ist. Und nicht nur sie sind gekommen — nein, auch der Kreisbauernführer ist da, der Schultze, die Kreisbauernschaftsleiterin, und jetzt kommt wahrhaftig der Kreisleiter herein!

Wir haben ihn zwar mit einem jungen Gesicht eingeladen. Aber daß er wirklich in unser kleines Reich kommen würde, hatten wir nicht zu hoffen gewagt.

Doch nun ist er da, wir stehen und mächtig — und können anfangen. „Guten Abend, guten Abend auch allen hier belommen.“ Klingt es durch den Saal, und beim zweitenmal singen unsere Gäste schon mit.

Dann geht's weiter, viele Stühle erklingen, einmal singen die Jungen, einmal die Mädchen, dann wieder alle zusammen oder im Wechsel wie bei „Kugeln“, wenn du meinst, wahr!“

Wir haben sogar schon eine Kapelle. Zwar fehlen die Instrumente noch, aber wir Jungmädchen schallen es auch so. Das finden unsere Gäste wohl auch, denn auf die Frage „Sind wir nicht die Musikanten“, bricht die Antwort „Ihr könnt vielen!“ geradezu durch den Saal, es klingt sehr überzeugend und anerkennend.

Und plötzlich ist der ganze Saal voller Musikanten, alle müssen mitmachen, der Lärmachser mit dem Rädchen, und die Barocken und die Mädchen, und der Schürker mit dem Besen und der Fingerring und der Landrat und alle, alle anderen. Sie tun es auch, sie sitzen mit lachenden Gesichtern da und spielen

Geige und Klarinet, Trompete und Peterlaken; zuerst etwas zaghaft, aber dann, als hätten sie nie etwas anderes getan.

Das macht Freude! Unermüdlich sind die lustigen Musikanten dabei, früh ist unterstellt man jung und alt.

Immerzu kann man nicht singen. Dazwischen zeigen die HJ-Kameraden die Entdeckung Amerikas. Wir fahren in einem Walschneider über den Ozean, bis zu den Indianern, von denen es heißt: „Das Volk am Rand Rand kommt und jag. Da ruft Columbus: „Guten Tag. Ist hier vielleicht Amerika?“ Da lachen alle Mädchen „Ja!“ Mit einem Male teilt dann auch noch das Juchzen von Wilhelm Busch in Erinnerung, nebst Vater Knopp mit der Laterne. Was meint ihr, wie froh wir da alle gelacht haben, als diese alten Bekannten auftauchten.

Dann aber müssen wir unbedingt wieder singen! Viel Freude macht allen „Und jetzt gangt an Peters Bräunel“. Es ist ja ordentlich schwierig bei jedem Vers muß man im Reiterlein ein „Rudel“ mehr singen.

Dazu muß man schon Kopfschmerzen können, und wir stellen fest, daß das bei manchen doch immer noch recht schwer ist, angenommen beim Kreisbauernführer natürlich!

Ja, und dann ist plötzlich unser Programm zu Ende. Wir können gar nicht glauben, daß wir wirklich schon zwei Stunden hier stehen. Aber den Gästen ist es auch zu schnell gegangen.

Als es endgültig heißt „Lacht euch nicht verdrücken, einmal muß man schlafen“, da müssen wir immer wieder versprechen, so etwas bald wieder zu machen, und das tun wir gern! Ein Jungmädchen von Danzig, Westpreußen



Fingmädchen sollten Ziffern



Sie ist bemüht, alle Aufgaben gut zu lösen.

Singen, Spielen und das große ABC im Lager der Wolhynlandeutschen

Im Gemeinschaftsraum im „Grünen Tal“, der Unterstufe für die Weichbinderdeutschen, sitzen die Kinder im großen Kreis und hören aus zu, singen und spielen. Nur wenige von ihnen haben eine Schule besucht, und so ist den meisten das Wissen in einer Gemeinschaft etwas ganz Neues. Wir hören ein Kinderlied: „Huch, du hast die Gans geholt.“ Das haben wir neulich gelernt, und einige singen schon ganz tapfer mit. Ein Spiel dazu auf der Ziehharmonika. — Ja, dazu auf der Ziehharmonika.

Nun erzählt uns Korgel das Märchen vom Dornröschen. Alle hören gespannt zu und freuen sich, als es endlich dem Königssohn gelingt, durch die Heide zu bringen und Dornröschen zu befreien. Das Schicksal aber ist wohl für alle, daß sie dann das Märchen auch noch spielen dürfen. Heria ist unser Dornröschen, Mariannchen darf die Heide frei sein, und der Georg ist der Königssohn. Nun brauchen wir noch den Hofstaat, und dann kann das Spiel beginnen.

Am allerliebsten spielen wir „Eine kleine Zippelmücke.“ Das versteht sogar die kleine Ella, sie legt die Hände zur Zippelmücke über den Kopf und spaziert in den Kreis. Sie muß natürlich die erste Zippelmücke sein.

Sehr zu schnell ist die Spielstunde vergangen. Wir singen zum Schluß ein Lied, und dann beginnt für diejenigen, die noch nicht richtig deutlich sprechen und schreiben können, die Arbeit. Wir haben die Lieder zu einem offenen Wörterbuch gestellt. Da sitzen gar viele Mädel und

Jungen, die Mutter neben dem Kinde. Sie alle wollen so schnell wie möglich etwas lernen. Jeder hat eine Schreibvorlage, Papier und Bleistift vor sich und schaut nach der Tafel, auf der Wargot das große und das kleine ABC geschrieben hat. Alle passen scharf auf und hören gut zu, damit die Schule schön sauber und vor allem deutlich klingen.

Nun geht es ans Schreiben. Langsam, Stück für Stück wird der Satz von der Tafel abgemalt. Es ist erstaunlich, wie gut es manchen schon gelingt. Aber alles Lob wird mit einem „Ist gut, muß noch viel besser werden!“ abgewiesen. Dann gilt es, selbst den Satz aus dem Gedächtnis niederzu schreiben. Das ist schon schwerer, doch wird es stets wieder versucht.



Heria freut sich über den gelungenen Satz.

Zum Schluß gibt es „Schularbeiten“ Allen muß zum nächstenmal recht schön gewußt werden, und mit vielen Dankesworten räumt jeder Schreibpapier und Bleistift zusammen. Nun kommt das Schönte für uns. Wie Angen in dem Kreise derer, die deutsch sprechen, lesen und singen können. Mit Ziehharmonika-Begleitung singen wir die schönsten alten deutschen Volkslieder.

Es ist wie Erinnern in all den Menschen um uns. Sie denken wohl bei den Liedern an die Heimat, in der sie oft die Melodie gesungen haben. So ist oft zwischen den Liedern ein Schweigen unter uns. Sellen erzählt einer von daheim. Auch dann ist es nur wenig, und wir können uns noch sein Bild von ihrer letzten Heimat machen. Trotzdem, wir wollen nicht fragen. Wenn wir noch hier



Klein-Ella spielt so gern die „Zipfelmutter“

geungen haben, wird das schon von allein kommen.

Wir singen auch oft unsere Lieder vor und merken, daß man sie versteht. Auch diejenigen sind dabei, die erst meinten, sie wollten lieber die alten Lieder, die sie schon konnten, wiederholen.

So ruhig sind diese Stunden und so tief. Auch die anderen sitzen etwas abseits dabei. Wir spüren, wie sie fast schon verschlafen, müde sind. Auch sie werden bald in dieser Stunde mit uns Angen!

Im Kreise stehen wir, die Hände gefaßt, und Angen eine unserer schönsten Abendlieder „Nun zur guten Nacht“ oder „Kein schöner Land in dieser Zeit“. Dann brüdt uns jeder die Hand „Morgen wiederkommen!“ Bedarf das einer Versicherung? Das tun wir doch sowieso!

Eine Thüringerin M. J. Führerin

PÄNNKEN FETT

Ja, was ist Pännken Fett? Man kann es richtig in ein ipiges Hochdeutsch überlegen. In eine Platte weiß Fett. Aber lustiger ist die Geschichte von der Peterfilienkattrin, die hinter ihrem Rücken „Pännken Fett“ heißt. Die Jungmädels aus dem Vöterhof nennen sie ja, und sie freuen sich heute noch, wenn sie an den Tag denken, als die Kattrin... Aber das muß man von uns lang an erzählen.

An einem der ersten warmen Frühlingstage fuhr Kattrin mit Gemüse und ersten Beilagen auf den Markt. Hier auf dem „Butterborn“ hatte sich zwischen Kattrin und Trude Brommellens aus Eibach eine ganz nette, befrugte Bauernfreundschaft angeknüpft, auch dem Sprichwort „eine Hand wäscht die andere“.

Weil aber die Augen eines Vöterhofer Jungmädels hinter waren als Kattrins Hand, sah es ein schmerzhaftes, schlagendes „Bauernbutterfett“ unter Kattrins Red verschwinden. Aller Tauschhandel in Ehren, aber das war unrecht. Die Kattrin hatte soviel Butter zu schmecken wie jeder andere im Vöterhof. Wenn sie sich sein Gewissen daraus machte, dann wurden es ihr die Jungmädels schon in die Beine

Wendern Tages machte sich Kattrin telefonisch verständigen. „Hier ist Trude, Kattrin bis du da?“ In den Hubbe stiel mit verkürzter Stimme kräftig in Kattrins Ohrmuschel, daß die seine Bimbran im Hörer knackte. „Ja, was ist das denn?“

„Es ist man wägen die Butter, ich bin ich in Bönker up en Bahnhof an id wäucht up id öder! Hauptpostal. Hier Bündles dar'te mitbracht.“

„Ja, denn mol id mi glets up en Watt meken. Das gib de natoken Tage en irdentlich Pännken Fett. Id will id dat zwei betahlen.“ So verkehrte Kattrin und lieute sich auf Trudes Bauernbutter.

Hatig lief sie die grüne Stiege hinauf und kletterte mit leerem Beutel in ihr muntere der Kettin der.

Die Jungmädels fanden inzwischen am Bahnhof, und mit dem Uhrzeiger um die Kette kam Kattrin angelaufen und stellte sich brav und harmlos an die Sperte. Aber Trude kam nicht. Kattrin ging eine Stunde auf und ab, länger noch, bis sie heiße Waden trugte. Erlaubt, die kamen und gingen, Krümmen an ihr vorbei. Ab und Wiedersehen begnügen sich so. So viel aber auch in eben war. Trude kam nicht. Es dämmerte schon, geschlagen hat Kattrin den Rücken an, diesmal zu Fuß. Als hinterm Peterfilienengarten die Fenster erdunkelt wurden, sah Kattrin wieder in ihrer Küche, grübelte und schüttelte manchmal verständnislos den Kopf. Man konnte sich doch noch auf Trude verlassen. In der Ecke unter dem Fenster aber wurde es lebendig. Dann guckte ein Kopf um die Ecke und langgezogen viel eine Stimme über die Dächer: „Kattrin, was ist mit Pännken Fett?“

Ach so... aus einmal ging der Peterfilienkattrin ein Licht auf... die Jungmädels

waren an. Berdörget bis sie sich auf die Lippen. Die Jungmädels, mit denen sie sich doch sonst immer so gut vertragen hatte! Es wurde wieder still ums Haus, und nach einer Weile huschte ein letztes Lachen über Kattrins Gesicht. Die verfligten Jungmädels!

Aber im Grunde hatten sie nicht so unrecht. Man konnte sich ruhig einmal von ihnen die Wahrheit sagen lassen, ohne daß eine alte Freundschaft darüber in die Brüche ging.

Eine märkische M. J. Führerin.

SCHINKEN AUF DEN SCHUHEN

„So ein Unfann“, denkt ihr natürlich, und wir haben ebenso gedacht, als uns die Klettners Marti ganz krahlenb ihre Schuhe zeigte und sagte: da hatte sie Schinken drauf!

Und dann hat's im Grunde doch geklimmt. Die Marti hatte nämlich am letzten Heimaachmittag gerade das Oberteil von ihren Strohschuhen festig bekommen. Die machen wir Mädels in der Rhön jetzt selbst, dann brauchen wir unsere Lederschuhe nicht so oft zu tragen und helfen paten unsere Strohschuhe leben sehr lustig aus und haltbar sind sie auch. Sie sind aus einem langen Strohstoppel, schön über den Reiten gearbeitet und mit einer bunten Kante aus einem Bast oder Wolle verziert.

Natürlich den Schinken ist es manchmal schwierig. Jeder kommt ja nicht in Frage, wenn man nicht gerade wie die Krüger's Elisabeth eine alte Schinkenke zum Zerhacken hat. Mit Zerstücken geht es ganz gut, nur halten sie eben nicht so lange. Das hat sich die Marti auch geliegt und ich auf die Suche nach einem neuen Werkstoff“ gegangen. Vom Voben des Kinnars in den Keller hat sie das ganze Haus durchstöbert, bis sie schließlich in einem Winkel eine ziemlich große Spedischwarte fand. Die war schon uralt und wirklich zu nichts mehr zu gebrauchen. Aber immerhin war es Schweineleder und also gerade das Richtige für Schinken. Die Marti ist mit ihrem Schack dann sofort zum Schinkenfranz gelaufen. Der hat wohl erst ein wenig den Kopf geschüttelt, aber dann hat er doch gehandelt. „Na, meinetwegen kann man was machen.“

So und so hat die Marti kaum den nächsten Tag erwarten können vor lauter Neugier. Aber als sie dann die fertigen Schuhe in der Hand hielt, hat sie doch gekannt. Ganz erstaunt haben sie aus, viel besser als getaut!

und der Schinkenfranz hat dabei gestanden und geschmunzelt. „Was ein rechter Schinken ist, der muß sich eben mit schinken. Ledersorten auskennen. Und wenn einer unbedingt Schinken auf den Schuhen haben will — warum schließlich nicht?“

Seitdem trägt also die Klettners Marti Schinken auf den Schuhen, und wer's noch nicht glauben will, muß den Schinkenfranz selber fragen.

Eine Jungmädels aus der Rhön

Soldat

auf Urlaub



Die Schulen hatten wieder angefangen. So einen Winter hatte es in Weßernbörpe lange nicht mehr gegeben, bis unter die Betten frohen Froh und Kälte . . . Und einen Überschuß an Neugierigkeit gab es in diesem Frühjahr!

Alle Äster fanden unter Wasser, alle Gräben waren überschwemmt, die Weiden ertranken fast im Fluß . . . Die Kinder aus Weßernbörpe suchten mit dem „Himmelstempel“ in die nächste Stadt fahren, wenn sie etwas lernen wollten.

Die kleine, eiserne Eisenbahn war immer bis hinten an den Schwanz voller Menschen. Ein Trupp Weßernbörper Jungen und Mädchen rannte um die Mitteleisenbahn der glühenden Lokomotive zu, die atemlos im Bahnhof eintraf, und bald war jedes Abteil voller ein Bilderrahmen um lauter fröhliche Gesichter.

Zwischen Kartenspielen und Kiepenferken, zwischen Soldatenurlaubern und Bauern hockten die „Spähen“ und Freischüler aus dem Wapendiehlbruch. Eine weiche, warme Frühlingssonne hing schon in den Kleidern, wenn auch vermischt mit dem echten, typischen Schülgeruch feuchter Kreide, nasser Schwämme und Tasellappen.

Der Gefreite Armin Schröder mußte sich sogar blühen machen in seiner Fenster-

ede, vor diesem Schwarm fröhlicher Kinder. „Wie böse sind schon da . . .“, so über-
däulich hätte er jetzt sagen können.

„Armin, du kommst auf Urlaub?“ klappte da fragend und drängend eins nach dem andern auf ihn zu. Das Fragen und Wissenwollen nahm kein Ende. Alle Menschen waren plötzlich davon ange-
fressen, sogar der Kleinportbauer erzählte von Einquartierung, und die Elise Arens schloß diese Berichte damit, daß sie von den polnischen Gefangenen erzählte, die den ganzen Winter über die Kohlenkipper auf dem Kanal geläutet hätten. Das alles und was sonst in Weßernbörpe geschehen war, mußte Armin Schröder erzählen.

Wie konnte er, daß die kleine Elise so groß geworden war. „Nun bist du gar nicht mehr die lästige Dorn wie früher“, und manche Ältere wurde da wieder lebendig . . . „Armin, komme mal, die Elise Arens hat ab heute die Weßernbörper Jungmädchen zu führen. Na, du weißt, das ist kein Wapendiehl, die so richtig in den Dienst einzuführen.“

„Bist wohl mächtig stolz, Elise? Aber ich frage dich schon zu, wo du doch mit lauter heißen Jungen unter einem Dach groß geworden bist. Da muß man was Tüchtiges können.“

„Armin, kommst du? Wir wollen zur Weidenbrücke und den Frühling ein-
fangen, wir sperren den Markt ab, dann müssen alle Bauern und Leute an unseren Tischen vorbeigehen — und mitbringen, du auch, Armin! Komm doch mit!“ Alle beharrten ihn mit Witten.

Er wollte es sich überlegen, und er durfte sich auch ein Wunschlied ausbitten. Bald klang die Nachricht vom Jungmädchen-
singen durch alle Gänge, alle Bänke, — durch alle Herzen, und gewiß würden viele Menschen kommen, es würde ein großes, frohes Singen werden für die Soldaten, die in Urlaub kamen . . .

In ihrer Vorfreude sangen sie gleich ein Soldatenlied nach dem andern, zuletzt das von dem Rentner und den zehn Mann.

Armin hatte seine heile Freude. Ein empfindlicher Zuhörer aus dem Neben-
abteil hatte zwar beschwerdeführend sein

Gefühl um die Ecke, aber die Freude ist immer stärker als der Eiesgram. „Ar-
min, warte auf dich!“ riefen die Kinder dem großen Soldaten nach . . .

So war es also, wenn man auf Urlaub kam in die Heimat, alles freute sich dar-
auf. Nachdenklich fand Armin unter den eiligen, hastenden Leuten. Soldat war er mit Leib und Seele, und da war es kein Wunder, daß er mit seinen Gedanken noch bei der Mannschaft war — er schämte sich dessen nicht.

Die Freude, zu Hause zu sein, war so unerwartet und neu. Mit den Jung-
mädchen war ihm die Heimat schon ent-
gegengelaufen. Erklären konnte man das nicht in Worten. Da draußen war man im Kampf, da war Krieg, da war man Soldat.

So war es. Zugleich war man empfäng-
lich für die gerlickten Dinge, für die Wünsche und Grüße von daheim, sie gaben erst die Gewißheit, daß man nicht auf verlorenem Posten stand.

Und nun liefen ihm die Kinder suchst-
lich in die Arme, diese davon hatte er aus der Wiese wachsen sehen. Heile, frische Gesichter hatten sie und fröhliche Augen.

Man hatte sich das in Gedanken alles so vorgeheißt, es war so etwas Be-
gehrtes, nicht, weil man es nicht hatte, sondern weil man es draußen erst schätzen konnte. So gab dem Leben erst den letzten Sinn.

So wuchs so eine solche Kraft in dem Soldaten, die ihm nicht allein ge-
hörte, sondern all den Frauen, den Müt-
tern, den Kindern daheim, dem ganzen Volk. „Ein junges Volk steht auf zum Sturm bereit, reißt die Fahren höher Kameraden, wir fühlen nahen unsere Zeit, die Zeit der jungen Soldaten . . .“

Diese Lieder begleiteten ihn durch jeden Kampf. Es war eine starke Kraft in dem Bewußtsein, daß auch die Mädchen in der Heimat den Sinn solcher Worte be-
griffen, daß sie solche Lieder konnten.

Ganz einfach, selbstverständlich wird der Kampf belungen, man steht nicht das Juchzende darin, sondern das Unab-
änderliche, das Reinigende, das Be-
freiende. Auch er, Armin Schröder, dachte da draußen nicht an den Tod.

Er war nur bereit, zu kämpfen, und diese Bereitschaft zu kämpfen schloß die Mög-
lichkeit zu sterben in sich ein, denn im Eid hatte er es so gelobt. Es war ja alles so natürlich.

„Wenn die Stürme Leben werden, fängt im Land ein Singen an . . .“ Das waren die Jungmädchen, die da sangen auf der Weidenbrücke. Und wenn er richtig hin-
sah, dann war da schon ein großer Kreis Männer, Frauen und Kinder zusammen.

Große Soldatenröcke und dazwischen die Mädchen aus Weßernbörpe, das gab einen guten, harmonischen Klang . . . Und er dachte, ein Volk, in dem die Bereitschaft zum Kämpfen und die Freude zum Leben so miteinander eins sind, das kann nie mehr untergehen.

Annemarie Peter.





Auch wir Jungmädler waren dabei

Seit Tagen sahen wir Jungmädler Ende August an den Lautsprechern zu Hause oder im Heim und hörten die Nachrichten, fieberhaft, mit klopfenden Herzen! — Wann kommt die Stunde der Entscheidung? — Wird Polen endlich Einfiel haben und bleibt Hunderten, ja Tausenden von Soldaten der Kampf erspart? An das Wort „Krieg“ dachte man gar nicht denken und sprach es darum auch nicht aus. Unser Glaube an den Führer war ja unbändig, und doch ließ uns dieser Glaube unsere Hände nicht müßig in den Schoß legen. Wenn der Führer uns brauchte, dann würden auch wir Mädel bereit sein.

Und so kam der 1. September heran. Als am dämmernden Morgen die „Schleswig-Holstein“ ihre schweren Geschütze auf die Westerpforte richtete, klang mit dem gleichen Donnern der Ruf der Gloden: „Danzig ist heimgekehrt ins Reich!“

Doch wurden wir gebraucht. Früh um fünf Uhr sah schon ein Teil der Mädel in irgendeiner Halle und putzte Gemüse, schälte Kartoffeln, trug schwere Wasser-eimer, war überall da, wo Hilfe notwendig war. Manchmal sangen wir auch ein Klein wenig dazu, und das half den Händen, schneller zu arbeiten, flinker zuzupacken.

Und wenn mittags die dampfenden Gas-lafkanonen abfahrbereit draußen standen, wanderten unsere Gedanken mit weit hinaus. Unseren Soldaten wird es schmecken, haben wir doch alles mit so viel Liebe zubereitet. Überhaupt — unsere Soldaten! Wie oft sind wir bei ihnen gewesen. Während sie unsere großen Pakete öffneten, sah über den In-halt freuten und die beigelagerten Blumen an den Helm heften, hörten wir auf das Weisen der Angeln über uns.

Soldat hing so jedesmal seinen Kopf ein, lagte dann aber herzlich, wenn er merkte, daß er Jungmädler dadurch seinen Schreck einlagern konnte...

Es waren ja die Weissenfelder bei Dillau, die schossen, und die Angeln sahen bräuen bei den Polen hinter Adlersdorf. Wir säßten uns hier bei den Sol-

bomben. Durch das Fensterglas konnte man alles deutlich erkennen. Der erste war schon über Kienzowasser — ganz hoch — ein winziger Punkt — plötzlich blieb der Motor stehen, das Flugzeug schaltete senkrecht in die Tiefe... In diesen Sekunden liegt für den Kampfflieger Leben und Tod ganz eng zusammen.

Plötzlich hörte ich neben mir eine Stimme: „Die ist aber!“ — Und wirklich, die Maschine hatte sich wieder gefangen, die Bombe hatte eingeschlagen, und majestätisch klang der Vogel zu den Wolken empor. „Da sind Kerle drin!“ sagte Heinz anerkennend.

Einmal haben wir auch den Tod sehr nahe zu spüren bekommen. Nach dem letzten polnischen Feuer waren zwei von unseren Soldaten draußen liegen geblieben, dicht vor der kleinen Steinmauer. Einige Kameraden versuchten, noch einmal vorzukommen, um sie zu holen. Lange, sehr lange kamen sie nicht zurück. Unerträglich waren diese Minuten... Endlich öffneten sich aus Pulverdampf und Strauchwerk Gefallen, kamen heran — schwiegen.

Aber einer trug in seinem Stahlhelm eine kleine Krone. Wir haben das blaue Gesicht gesehen, und ein kleines Köpfchen suchte Schutz in unseren warmen Händen. „Petere!“ heißt der kleine Findling, weil er ganz schwarz von Dreck und

Rauch war... Und jetzt ist er bei Mutter zu Hause...

Am Tage darauf war es. Wir hatten wieder reichlich geschafft, um die Feld-tüchen zu versorgen. Sie waren nun auf der Fahrt zu den Soldaten; wir aber konnten nach Hause gehen.

Ganz rot stand der Himmel über den dunklen Bergen, und manchmal zuckte es hell auf wie beim Wetterleuchten — ferne hörte man das Grollen von Geschützen.

Lange wanderte ich schon auf der Landstraße nach Joppot zu — nur bis Dillau durfte der Autobus fahren, darum blieb mir nichts anderes übrig, als zu Fuß nach Hause zu gehen.

Ich war nicht allein. Zur rechten Seite unter den hohen Bäumen standen viele selbige Wagen mit je vier Pferden davor.

Dunkle Blumen bedeckten im Jaumzeug, lagen auf dem Pflaster und schmückten die Tücher der Soldaten. Müde mußten sie sein, lang ausgestreckt lagen sie überall dort, wo ein freies Plätzchen war.

Als ich wieder die Mitte der Kolonne erreicht hatte, fiel mir eine allige Gestalt auf. Sie hatte ein dunkles Köpfchen an, eine Jellbahn um die Schultern gelegt, aus der heraus eine kleine Hand mit



einer riesig langen Peitsche teilte. Vom Kopf war nichts weiter zu sehen als zwei kleine festgeschlossene blinde Fäpfe und ein großer Stahlhelm.

Immer, wenn es einmal ganz besonders hell am Horizont aufleuchtete oder von

unseren deutschen Batterien hinter Oliva bei Weihenfeld Schüsse über unsere Köpfe hinweg in die feindlichen Stellungen pfliffen, rutschte der Hand von dem Stahlhelm bedrückend tief nach vorne über. Fast hätte ich geglaubt, das kleine Soldatenpöckchen hätte sich erschossen, wenn nicht eine sehr beherzte und kräftige Stimme, besser als ein Feldwebel mich angewartert hätte: „Wirst du mal von meinem Pferdschen gehen, ich geh dir gleich eins mit meiner Peitsche, jetzt hab ich die Wache, mein Soldat, der schläft doch.“ Und mit Nachdruck kam es hernor: „Kretischer Vorwatz — du!“

Mir blieb nichts anderes übrig, als ehrfurchtsvoll meinen Platz neben den Pferden zu verlassen, und gerade, als ich mich dazu entschloß, weiterzugehen, merkte ich, wie sich ein Unteroffizier ein klein wenig aufrichtete, die Augen merkbar öffnete, erst mich ansah, dann den großen Stahlhelm mit den blonden Zöpfen darunter und sich dann ganz beruhigt auf die andere Seite legte. Er konnte sich auf den bunten Soldatenrock verlassen.

Eine Dantiger M.-Führerin.

Der Flak-Urlauber

Witten im Betriebe des Frankfurter Hauptbahnhofs fand er, selbstmariächtig bepackt mit Gewehr, Tornister, Stahlhelm und Gasmaske. Aber noch viel mehr hatte er zu schleppen — am Koppel und Tornister, am Brotbeutel und den Mantelknöpfen baumelten kleine Päckchen, und neben ihm, am Bahnsteig, lehnten zwei mächtige Vappliken.

So stand er noch, als Euse und ich, wir beiden vom „Lotendienst“ des Bahnhofs, unsere zweite Runde bei den Bahnsteigen begannen. „Bepackt wie Knecht Ruprecht“ meinte Euse. Er hat's gehört, dreht sich zu uns um und lacht: „Alles für die Kameraden der Kompanie, die anderen haben noch keinen Urlaub, und da bringe ich halt die Packen aus der Heimat mit, bin schneller als die Feldpost!“

„Die werden sich aber draußen streuen“, sagen wir zwei. „Haben Sie lange Aufenthalt?“ — „Ach, drei Stunden!“ — „Drei Stunden? Und da wollen Sie die ganze Zeit hier stehen bleiben?“ — „Oh, das macht doch nichts. Ich hätte mir ja ganz gern mal die Stadt angesehen, aber...“ — „Wir wollen schon Wache halten“, versichern wir rasch, „wir achten auf die „Baderle“ wie die Luchse!“

Erleichtert guckt sich der Flak-Urlauber aus der Marmelade seiner schünen Frankfurt an, und inzwischen sitzen auf dem Bahnhof zwei Jungmädchen auf einer Bank, vor sich einen Berg von Päckchen und Paketen.

Wir haben ihm noch in seinen Front-Urlauberzug geholfen und bekommen zum Dank einen festen Händedruck und ein „Heil Hitler, kleine Kameradinnen!“ Wir sind sehr stolz auf diesen Titel geworden. Ein Jungmädchen aus Heilen-Rolau.



Zwischen PALASTEN

Wieder hat sich ein Jahrgang zehn-jähriger deutscher Jungen und Mädchen aus gefunden, wieder freuen sich viele Tausende von neuen Pimpfen und Jungmädchen auf das Leben in der großen Gemeinschaft der deutschen Jugend. Es ist uns längst selbstverständlich, daß diese Gemeinschaft eine Einheit ist, daß keiner noch dem Vornamen oder gar nach dem Geld des Vaters fragt. Wir können uns kaum noch vorstellen, daß es einmal anders war und daß es auch heute noch Länder gibt, in denen die „Klasse“ alles bedeutet. Wie aber sieht es in England, dem angeblich freiesten Land der Erde aus? Gewiß, es gibt dort eine dünne Oberschicht, die tun und lassen kann, was sie will. Ihre Kinder sind von klein auf mit allem erdenklichen Reichtum umgeben und müssen sich schon mit zehn Jahren wie kleine Damen und Herren benehmen können. Dafür wohnen sie in Palästen oder auf großen Landgütern und besuchen die teuersten Schulen, wie Eton, Harrow oder Winchester, in denen das Schulgeld jährlich bis zu 10000 RM. kostet.

Der Besuch dieser Schulen gibt allein das Recht, sich in England zur guten Gesellschaft zu zählen und mit entsprechendem Hochmut auf die unteren Klassen herabzusehen. So ist klar, daß nicht einmal 1 v. H. der englischen Bevölkerung sich diesen Luxus leisten kann. Die übrigen 99 v. H. sind nicht gesellschaftsfähig und für den „Gentleman“ nicht vorhanden. „Armer Hund“ ist die Bezeichnung des vornehmen Engländers für alle Menschen, die nicht seiner Klasse angehören. Kein Eton-Schüler würde mit Jungen aus dieser Schicht Sport treiben, keine Tochter aus gutem Hause würde mit einem Arbeitermädchen spielen. . . Ein großer Teil des englischen Volkes

lebt durch die ständig wachsende Arbeitslosigkeit in einem unvorstellbaren Elend. Eine Abordnung englischer Arbeiter richtete vor einigen Wochen ein Gesuch an den englischen Minister Elliot, in dem sie diese unhaltbaren Zustände schildert. Es heißt da: „Wir haben jetzt nach einem halben Jahr Krieg nichts mehr, was wir verkaufen oder verpfänden könnten. Viele von uns sind bereits aus ihren Wohnungen vertrieben worden, die meisten wissen nicht mehr, wovon sie ihren Kindern Brot kaufen sollen. Sie müssen belteilen gehen, denn die versprochene Arbeitslosenunterstützung ist zum größten Teil auch jetzt nach Monaten noch nicht ausgegahlt worden. Bitte, Herr Minister, helfen Sie uns und geben Sie uns endlich über unser Schicksal Klarheit.“

Was aber antwortet der Minister darauf? „Da ihr Klarheit verlangt, will ich sie euch geben: Wir brauchen euch nicht, ihr seid eine Last für uns. Zuerst müssen wir einmal Krieg führen.“

Das ist die Antwort eines englischen „Gentleman“ auf die Klagen von hunderttausenden hungrigen Menschen des eigenen Volkes. Die englische Bürokratenjugend aber folgt getreulich den gleichen Spuren. Schließlich wollen sie ja auch einmal alle „Gentlemen“ und „Ladies“ werden. Euse Harma.



Auch von den jüngsten verlangt man, daß sie sich wie Erwachsene benehmen. Ist es da ein Wunder, wenn ihnen alle Natürlichkeit verlorengeht?



und Glendsvierteln



Während die Schüler der oberen Bevölkerungsschichten sogar zum Wehrsport Fench und Zylinder tragen, wächst der größte Teil der englischen Jugend in einem für uns fast unvorstellbaren Elend heran



Ganz gebührend scheinen den beiden vornehmen Schülern aus Einn die „feixenden“ Straßenjungen nicht zu sein.



Schon im Jungmadel- und Pimpfensalter müssen die Jungen und Mädel der englischen Oberschicht vollendete kleine „ladies“ und „gentlemen“ spielen



Arbeitslose Familien, die ihre Miete nicht bezahlen können, werden von der Londoner Polizei einfach auf die Straße gesetzt. In anderen Orten können die Kinder keine die notwendige Milch erhalten